

Der Dichter und die Zeit.

Es ist vor vierzig Jahren geschehen, als ich ein Kind war, und vielleicht war es eine Noctigkeit. Wir feierten ein Sommerfest in unseren Wäldern, Verwandte und Freunde, und am Abend fuhren wir in vielen Booten über einen dunkeln See. Die Boote trugen Papierlaternen, die jungen Mädchen sangen zweistimmige Lieder, und mein Onkel, den sie den "Grafen" nannten wegen seines Leichtsinns, jagte eine Rakete nachher andern zu den Sternen hinauf. Die Boote fuhren hin, voneinander, und so kamen sie auch an einem Fischer vorbei, der auf dem dunklen Wasser seine Netze auslegte. Er sah nicht auf. Seine Hände hielten das graue Garn und ließen es langsam über den Bootsrand gleiten. Sein Haar war weiß, seine Schultern gebeugt, und er war wie ein Fremdling neben unserem lärmenden Fest. Aber als unser Boot in seiner Höhe war, hob er einmal seine Augen und sah uns an, mit einem kühlen, fernen und ganz stillen Blick. "Mutter", fragte ich, "was tut der Mann?" "Er fängt die Fische für die Speisung der Fünftausend.", erwiderte meine Mutter.

Ich habe das nie vergessen, weder die leise Scham, die ich fühlte, noch die fast heilige Ehrfurcht vor dem Bild dieses fremden Mannes, nachdem ich mich lange zurückwendete. Und heute, da ich nach einem Bild für das suche, was ich sagen möchte, fällt es mir wieder ein. "Er fängt Fische für die Speisung der Fünftausend." Ist das nicht ein schönes Bild für den Dichter unter den Völkern? So rauscht es wohl an ihm vorbei, die Feste der Menschen wie ihre Niederlagen, ihre Beugungen, wie ihre Revolutionen. Und mitunter hebt er den Blick und sieht das alles an, einen fernen und ganz stillen Blick! Geht es ihn nichts an? Ist er ein Fremdling seiner Zeit? Ach nein, so ist es nicht. Aber es ist wohl so, daß er alles dieses schon in sich getragen hat, lange bevor es äußerlich geschah. Die Laternen und die Lieder, die Feste und die Niederlagen, die Beugungen und die Revolutionen. In den Schicksalen seiner Menschen ist dieses alles schon gewesen, ausgefochten und durchgekämpft, gereinigt und verklärt. Er hat das Licht gedämpft wie die Traurigkeit. Er hat das Meer der Zeitlichkeit in seinen Händen geballt, solange bis es zu einem winzigen Tropfen der Ewigkeit wurde. Und unter allen lauten Worten und Liedern des Tages sucht er nach dem Stillen und Unvergänglichen, nach der Speise für die Hungernden, die er noch sattmachen soll, wenn alle Worte und Lieder verrauscht sind.

Der Dichter in der Zeit? Er ist wie einer, der sein Boot anhängt an den lärmenden Zug und seine Netze vergißt, mit denen er Speise fangen wollte. Aber der Dichter in der Ewigkeit, so klein sie auch sei, das ist er, auf den die Hungernden warten. Oder sollte kein Hunger nach Ewigem sein in unserer Zeit? Ist es euch nicht aufgefallen, wie viele

die keine Zeitung mehr/aufgeschlagen wollen, weil es ihnen graut vor der ~~vielen~~ Geläufigkeit ihrer Hymnen? Die ihren Radioapparat verstauben lassen, weil es ihnen graut vor der falschen Pathetik seiner Ätherstimme? Die in kein Theater und kein Lichtspielhaus mehr gehen, weil es ihnen graut vor den mißbrauchten Bildern. Die kein Buch mehr kaufen wollen, weil es ihnen graut vor den Umschlägen und Titeln und Lobpreisungen beflissener Verleger?

Ja, sehr viele Schweigsame gibt es in unserm Lärm. Die nicht abseits stehen möchten, weil ihres Volkes Schicksal auf eine brennende Weise ihr eigenes Schicksal ist. Aber die abseits stehen müssen, weil sie so erzogen sind, daß Hochzeiten und Begräbnisse stille Dinge für sie sind, und das Stillste unter allen eine Auferstehung. Wenn der Stein von einem Grabe gewälzt wird, so mögen wohl die Kinder und die Vögel lärmern, aber die Dichter heben die Hände vor die Augen, weil nun erschienen wird, was in Tücher gebunden ist: der Lazarus der Völker. Und während die andern den Erweckten auf die Schultern heben und ihn umhertragen in Lärm und Triumpf, gehen sie leise bei-seite, zurück zu ihrem stillen Acker, wo das Brot für die Menschen wächst, und sitzen dort nieder, den Kopf in die Hände gestützt und bedenken, wie der Rausch der Zeit sich verwandeln liesse in ein kleines Wort der Ewigkeit.

Wer hört etwas von den Stillen im Lande in unserer Zeit? Von den Carossa, Alverdes, Mechow und Friedrich Schenck? Wer weiß, weran sie arbeiten? Ihre Bücher wachsen wie Korn auf dem Felde, lautlos und ungepriesen, und was über ihre Halme geht, ist nicht der Lärm der Zeitungen oder der Ruhm der Akademien, sondern Sonne, und Regen und Wind. Und diese fallen aus Gottes Hand statt aus der Hand der Menschen. Ja, sie sind die Bewahrer des Ewigen in unserer Zeit, und ein Buch aus ihrer Hand ist wie das, wonach der Fischer meiner Kinderzeit seine Netze auswarf: Speise für die Sättigung der Fünftausend.

Es wird die Zeit kommen, in der das deutsche Volk müde sein wird, sich von dem zu nähren, was die Händler der Revolution als Brot verkaufen, und in der es nach dem verlangen wird, was seine Seele allein sättigen kann. Dann werden die Dichter der Stille aufsteigen aus ihrer Einsamkeit, wie die ernsten Tannen aufsteigen aus den Wäldern, in denen das Laub fällt. Und es wird wieder Raum sein für das Unvergänglichste, das ein Volk erzeugen kann: für die Bücher, bei denen man nicht weiß, ob die Propheten sie geschrieben haben oder die Kinder. ^{Deren} Titel und Einbände still, sind wie die Frauen, die graue Kleider tragen, aber aus

deren Worten die Liebe leuchtet, von der gesagt worden ist, daß sie
nimmer aufhöre.